

Isolde Karle

## Das Geschlecht als Konstruktion

### Strategien des 'doing' und 'undoing gender' in Unterricht und Gemeinde

Was ist eine Frau, und was ist ein Mann? Wie würden wir einem Außerirdischen, einem Wesen von einem anderen Stern erklären, was eine Frau und was einen Mann ausmacht? Wie würden wir unsere Geschlechtsidentität beschreiben? Welche Eigenschaften, welche Körperteile, welche Lebensauffassungen unterscheiden Frauen von Männern und umgekehrt? Haben Frauen überhaupt eine weibliche Identität und Männer eine männliche Identität?

Vor einigen Jahrzehnten wäre die Frage nach der Geschlechtsidentität vermutlich noch ohne Zögern beantwortet worden: Frauen, das sind vor allem *Mütter*. Frauen, das ist der emotionale Typ Mensch, der Beziehungen pflegt, sich in andere einfühlt und sich um andere kümmert. Männer hingegen sind von Natur aus dazu bestimmt, hinaus ins feindliche Leben zu gehen und sich die Welt zu erobern. Sie haben größere Körperkraft, sind deutlich weniger als Frauen Gefühlsschwankungen unterworfen und deshalb für das Berufsleben in jeder Hinsicht besser geeignet. Noch 1958 haben Familienjuristen auf der Grundlage des in der Verfassung verbürgten Grundrechts der Gleichheit der Geschlechter solche Klischees bedenkenlos in das neue Familienrecht umgesetzt. Sie legten fest, daß die Frau den Haushalt zu führen und der Mann für den Lebensunterhalt aufzukommen hat und der Ehe- und Familienname dem Namen des Mannes entsprechen muß. In der Begründung hieß es, daß 'die Frau' in der Gesellschaft *einen anderen Wert* habe als der Mann. Sie unterscheide sich *grundsätzlich* — körperlich, geistig und funktionell — vom Mann. Mann und Frau hätten seit jeher unterschiedliche Aufgaben zu erfüllen und daher auch unterschiedliche Rechte und Pflichten. Frauen und Männer seien zwar gleich, aber grundverschieden.<sup>1</sup>

Diese paradoxe Denkfigur spiegelt den für uns heute kaum mehr nachvollziehbaren Konsens jener Jahre. Frauen und Männer vertreten demnach gänzlich gegensätzliche Identitäten, die sich auf wundersame Weise ergänzen — was der Mann nicht hat und nicht kann, kann die Frau, und was die Frau nicht hat und nicht kann, kann der Mann — freilich in einer asymmetrisch angelegten Ordnung. Diese Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit, die auch den innerkirchlichen Streit um die Frauenordination in je-

nen Jahren prägten, sind keineswegs uralt oder gar urmenschlich, wie die Familienjuristen damals unterstellten. In Wirklichkeit sind sie erst mit der Struktur der modernen Gesellschaft entstanden. In den letzten Jahrzehnten haben sie jedoch durch die zunehmenden Individualisierungs- und Wandlungsprozesse im Arrangement der Geschlechter (vgl. den Artikel "Die Paradoxie der Freiheit" von Heike Kahlert in diesem Heft) ihre Plausibilität als quasinatürliche Konstanten weitgehend wieder verloren.

#### Funktionale Differenzierung und die Polarisierung der Geschlechter

Der Umbau der Gesellschaft von einer mittelalterlich-hierarchischen Differenzierung nach Ständen und Schichten zur modernen Gesellschaft, die sich je länger je mehr an *Funktionen* orientiert, hat weitreichende Veränderungen im Selbstverständnis der Individuen, ihrer Lebensformen, ihrer biographischen Chancen und Probleme mit sich gebracht. Dabei hat sich besonders die funktionale Differenzierung *von Erwerbs- und Familienleben* auf das Identitätsverständnis der Geschlechter ausgewirkt. Denn mit der funktionalen Differenzierung von Erwerbs- und Familienleben bilden Familie und Beruf nicht mehr wie ehemals eine einheitliche Lebenssphäre - sie werden nicht mehr an einem Ort, in großen Haushalten oder Zünften, vollzogen. Durch die Industrialisierung treten vielmehr beide Bereiche räumlich und gedanklich auseinander. Die Unterscheidung von Familien- und Berufsleben, von Öffentlichkeit und Privatheit, die die moderne Gesellschaft kennzeichnet, ist mithin keineswegs eine urmenschliche Tatsache. Sie verdankt sich vielmehr einer sozialen Entwicklung, die mit dem 18. Jahrhundert begann und sich im 19. Jahrhundert weitgehend durchsetzte.

Die Differenzierung von Erwerbs- und Familienleben brachte eine völlig neuartige *geschlechtliche Arbeitsteilung* mit sich: Es war nun Aufgabe der Männer, sich in der Berufswelt 'draußen' zu bewähren, aktiv die öffentliche Gesellschaft zu gestalten und die Familie zu Hause zu ernähren. Die Frauen hingegen hatten in der Innenwelt der Familie für die Erholung der Familienmitglieder zu sorgen und verblieben in den eher unsichtbaren und kontaktarmen Grenzen der Mütterlichkeit und Fürsorglichkeit. Die Mutterschaft gewann damit eine bis dahin nicht gekannte Bedeutung. Nie zuvor hat eine Gesellschaft ein

<sup>1</sup> Vgl. H. v. Malottki, Die Stellung der Frau im Familienrecht. Entwicklung und Maßnahmen zur Gleichstellung, in: U. Pasero/F. Braun (Hg.), Frauenforschung in universitären Disziplinen, Opladen 1993, 231-252.

dermaßen intimes Verhältnis einer Mutter zu ihren Kindern gefordert und die Mutterrolle derart anspruchsvoll ausgebaut, wie es die bürgerlich-westliche Kultur des 19. und des 20. Jahrhunderts tat.<sup>1</sup>

Der Ausschluß von Frauen aus der Öffentlichkeit verstand sich allerdings nicht von selbst. Er mußte in der Zeit der Aufklärung mit ihren Forderungen nach Gleichheit und Freiheit aufwendig begründet werden, denn die Widersprüchlichkeit im aufklärerischen Programm lag offen zutage: Gleichheit für alle, aber nicht für die Frauen. Die Aufklärer haben sich entsprechend intensiv mit der neuartigen Definition der Geschlechter befaßt und sie vor allem mit dem Modell der *radikalen biologischen Verschiedenheit* zu begründen versucht. In einer Zeit, als Begründungsfiguren problematisch wurden, die sich auf eine metaphysische Ordnung oder das schon immer Gültige bezogen, galt die Entdeckung der Naturwissenschaft als neuer Garant für die Wahrheit. Die Kultur einer Frau wurde fortan von ihrem *Körper* abgeleitet. Frauenkörper hatten damit ein enormes und völlig neues Gewicht an Bedeutung zu tragen. Uterus und Eierstöcke wurden entdeckt und mit irrationaler Bedeutung versehen. Selbst Gewebe, Nerven und Gefäßsystem mußten dafür herhalten, den untergeordneten sozialen Status von Frauen zu erklären und zu rechtfertigen. Der Körper galt als solide Grundlage für die Wesensbestimmung der Frau. Auf der Grundlage eines eigenartig verzerrten Naturverständnisses entfaltete sich eine *bürgerliche Geschlechtermetaphysik*, die in den fünfziger und sechziger Jahren dieses Jahrhunderts noch einmal eine Hochkonjunktur erlebte.<sup>2</sup>

Die Logik der radikalen Verschiedenheit der Geschlechter haben sich Aufklärer wie Rousseau und Fichte zueigen gemacht, um zu verhindern, daß sich auch Frauen das Recht nehmen könnten, sich zu individualisieren und ein eigenständiges Leben als 'Subjekt' zu führen. Zugleich haben sich aber auch Feministinnen diese eigenwillige Denkweise zueigen gemacht — freilich mit ganz anderen Absichten. Gerade *weil* es einen grundsätzlichen Unterschied zwischen Männern und Frauen zu geben schien, sprachen sich viele Feministinnen für die Vertretung von Frauen in der Öffentlichkeit und in der Politik aus. Frauen wurden zu moralisch besonders sensiblen Menschen stilisiert, die Sexualität mit höheren Dingen verbinden und den kulturellen Fortschritt bewirken sollten. Ihre Leidenschaftslosigkeit ließ sie in die Rolle der Menschheitsverbesserer schlüpfen, sie sollten die Männer zivilisieren und die Kinder in Sittsamkeit aufziehen. Noch heute gibt es eine Strömung im Feminismus, die mit ähnlichen Vorstellungen von der Andersartigkeit 'der Frau' argu-

mentiert. Das ist nicht ungefährlich, bedient sie sich damit doch genau der Logik, die das 19. Jahrhundert entwickelte, um Frauen aus der Öffentlichkeit auszuschließen und ihnen eine ganz andere Identität jenseits des Rechtes auf Individualisierung und der Gestaltung des öffentlichen Lebens zuzuschreiben.

### Nachholende Individualisierung von Frauen

Seit den sechziger Jahren lassen sich deutliche Veränderungen im Geschlechterverhältnis beobachten, die vor allem mit der *nachholenden Individualisierung* von Frauen zu tun haben. Ende der sechziger Jahre begannen Frauen auf breiter Front, an der funktional differenzierten Gesellschaft teilzunehmen und sich zu individualisieren. Sie vollzogen den im 18. und 19. Jahrhundert fast ausschließlich Männern vorbehaltenen Individualisierungsschub und holten auf ihre Weise nach — mit Erwerbsarbeit, Ausbildung, Berufsleben, Hochschulbildung, Alleinleben, Alleinerziehung, ebenso wie Scheidung, Verzicht auf Kinder, Verzicht auf Ehe und Verzicht auf Heterosexualität, um nur einige Stichworte zu nennen.

Als wichtigster Faktor, der diese Entwicklung begünstigt und beschleunigt hat, ist vor allem die Bildungsreform Ende der sechziger Jahre zu nennen, die eine revolutionäre Angleichung in den Bildungschancen mit sich brachte — und dies auf allen Ausbildungsstufen bis hin zu den Universitäten. Auch die deutlich gestiegene Lebenserwartung von Frauen führte dazu, daß sich die verbindlichen Konturen einer weiblichen Normalbiographie abschliffen. So ist das Dasein für Kinder für viele Frauen zu einem vorübergehenden Lebensabschnitt geworden. Schließlich ermöglichte ein neues Verständnis von Sexualität zwischen Liebe und Ehe, aber auch zwischen Ehe und Mutterschaft zu unterscheiden. Die entstehende Pluralität der Lebensformen und die sich entwickelnde Vielfalt privater Ziele boten und bieten insbesondere Frauen nie gekannte Möglichkeiten, ihre Biographie zu organisieren.

Durch die Individualisierungsprozesse der letzten Jahrzehnte ist viel in Bewegung gekommen. Wenn Frauen die Tätigkeiten von Männern und Männer die Tätigkeiten von Frauen übernehmen, verlieren die Bedeutungen von Tätigkeiten ihren Sinn, die nach Geschlechtern differenzieren. Dann ist die Politik nicht länger Männersache und die Kindererziehung nicht mehr eine exklusive Frage weiblicher Identität. Dann ist in der Konsequenz auch nicht mehr klar und eindeutig, was es bedeutet, ein Mann oder eine Frau zu sein. Die Geschlechterdifferenz verliert durch zu-

<sup>1</sup> Vgl. H. Tyrell, Soziologische Überlegungen zur Struktur des bürgerlichen Typus der Mutter-Kind-Beziehung, in: J. Matthes (Hg.), Lebenswelt und soziale Probleme, Frankfurt 1981, 417-428. Vgl. zum ganzen Aufsatz: I. Karle, Seelsorge in der Moderne, Neukirchen-Vluyn 1996, Kap. I u. IV.

<sup>2</sup> Vgl. H. Tyrell, Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation, KZSS 38 (1986), 450-489, 480 u. T. Laqueur, Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud, Frankfurt 1992.

nehmende Überlappungen und Grenzüberschreitungen an Schärfe, ihre Polarität wird aufgeweicht. Die Geschlechtsidentitäten werden damit *variabler* und *vielfältiger*, und entsprechend nehmen die Möglichkeiten, das eigene Leben individuell zu gestalten, zu.

Diese Erfahrungsvielfalt wirkt sich selbstredend auf das Verhältnis der Geschlechter zueinander aus. Sie macht das Zusammenleben der Geschlechter konfliktträchtiger und anspruchsvoller.

Aber auch innerhalb eines Geschlechts bringen die Individualisierungsschübe, insbesondere auf Seiten der

"Das Geschlecht ist nicht etwas, was wir 'haben' oder 'sind', sondern etwas, was wir tun."  
Carol Hagemann-White

Frauen, eine zunehmende *Verhaltens- und Erfahrungsvielfalt* mit sich. Es ist deshalb nicht mehr möglich, von einer einheitlichen Gruppe der Frauen auszugehen, für die eine gemeinsame weibliche Identität reklamiert werden könnte. Keine Frau kann mehr für alle Frauen sprechen. Es gibt berufstätige Frauen mit und ohne Kinder, es gibt Mütter, die sich ganz und gar der Familienarbeit widmen, aber auch alleinlebende Frauen, die ihre Zeit und Kraft ausschließlich für ihre berufliche Karriere verwenden, oder lesbische Frauen, die mit ihrer Partnerin und mit Hilfe der Reproduktionsmedizin eine ganz konventionelle Familie zu gründen versuchen u.v.m. Durch die Ausdifferenzierung der Bildungs- und Berufsmöglichkeiten, durch die Vielfalt der Lebensstile und Biographiemuster wird es geradezu prekär, von einer inhaltlich bestimmten weiblichen Identität zu sprechen oder die Solidarität von Frauen aufgrund ihres Geschlechtes einzuklagen. Die vielfältigen Unterschiede unter Frauen, ihre Erfahrungsvielfalt und verschiedenen Individualitäten werden damit nicht ernstgenommen und interne Widersprüche verdeckt. Das ist, vor allem in der Frauenbewegung, auch eine schmerzliche Erfahrung.

### Geschlecht als interaktive Konstruktion

Was ist eine Frau? Was ist ein Mann? Es ist offenkundig, wie unterschiedlich diese Frage allein in der Spanne von 200 Jahren innerhalb eines Kulturkreises beantwortet werden kann. Die Wandlungsprozesse in der Moderne zeigen: Das, was wir als männlich und weiblich wahrnehmen, sind soziale Deutungsmuster, die sich je nach Kultur und Epoche, je nach Gesellschaftsstruktur und sozialen Gewohnheiten ändern und angepaßt werden. Männlichkeit und Weiblichkeit haben demnach nicht unmittelbar mit der Natur, mit einer bestimmten Ausstattung eines Körpers zu tun. Denn wir können jetzt beobachten und wissen: Nicht alle Frauen sind mütterlich, beziehungsorientiert, körperbetont und intuitiv. Sie können, zum Beispiel als berufstätige Frauen in Leitungspositionen, auch kühl, intellektuell, professionell und individualistisch sein. Ihre Identitäten kleben nicht an ihren Körpern. Weder Frauen noch Män-

ner können auf eine wie auch immer geartete weibliche oder männliche Identität oder Seinsweise festgelegt werden.

Diese Betrachtungsweise führt die neuere Frauen- und Geschlechterforschung dazu, von einer *'interaktiven Konstruktion von Geschlecht'* zu sprechen. Die konstruktivistische Betrachtungsweise von Zweigeschlechtlichkeit schärft den Blick dafür, daß unsere

Kultur das Geschlecht viel zu wichtig nimmt — man könnte auch sagen, daß unsere Kultur maßlos übertreibt mit der Bedeutung, die sie dem Geschlecht zumißt. Es trägt geradezu irrationale

Züge, wie weitreichend das Geschlecht unsere personale Identität und Lebensform bestimmt. Auf diese kulturelle Tendenz zur *'overdifferentiation'* (Tyrell), auf die übertriebene Differenzierung von Frauen und Männern in allen möglichen Lebenslagen, Situationen, in Sprache, Zeichen, kulturellen Vorstellungen und Institutionen versucht die konstruktivistische Forschung aufmerksam zu machen und ihren künstlichen Charakter offen zu legen.

Das Geschlecht ist demnach nicht etwas, das wir haben oder sind, sondern etwas, das wir tun.<sup>2</sup> Wir 'tun' unser Geschlecht, das heißt, es ist uns nicht einfach natürlich vorgegeben. Wir sind bei der Herstellung, Bestätigung oder Veränderung unserer Geschlechtsidentität vielmehr immer und ständig *aktiv* beteiligt. In der Regel haben wir keinen Blick für das 'doing gender', für die Künstlichkeit unserer Geschlechtsidentität, weil wir unser Geschlecht als unmittelbaren Ausdruck unseres Selbst empfinden. Wir gestehen vielleicht noch zu, daß wir nicht immer genau wissen, was es bedeutet, eine Frau zu sein, aber daß wir eine Frau oder ein Mann sind, dessen sind wir uns gewiß. Schwieriger ist dies schon bei Transsexuellen, die sich ihrer Geschlechtsidentität keineswegs so sicher sind und oft größte Mühen auf sich nehmen, um die kulturellen Praktiken zu erlernen, die man beherrschen muß, um als Mann oder Frau anerkannt zu werden.

Daß wir immer und mit großer Sicherheit *entweder* Männer *oder* Frauen und kein Drittes wahrnehmen, ist bei distanzierterer Betrachtung aber alles andere als selbstverständlich. Biologisch betrachtet gibt es kein eindeutiges Entweder-Oder, sondern nur ein Mehr oder Weniger in bezug auf die Geschlechterbestimmung. So gibt es bis heute keine zufriedenstellende humanbiologische Definition der Geschlechtszugehörigkeit, die die Annahmen unseres Alltagsverständnisses einlösen könnte. Auch wird der *Zusammenhang* zwischen 'sex' und 'gender', also zwischen körperlichem und sozialem Geschlecht, keineswegs überall so eng miteinander verknüpft wie bei uns. So gibt es Kulturen mit mehr als zwei

<sup>1</sup> Vgl. C. Hagemann-White, Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen?, *Feministische Studien* 2/1993, 68-78, 68.

Geschlechtern wie z.B. die Institution der Berdaches oder Hermaphroditen in nordamerikanischen Indianerkulturen zeigt. Die Verknüpfung von Geschlecht mit physiologischen Merkmalen kann sehr vage sein.<sup>1</sup>

Daß wir im Alltag so sicher immer nur diese beiden Menschensorten, Frauen und Männer, erkennen und auseinanderhalten, obwohl das 'Eigentliche' unsichtbar bleibt, könnte ohne kulturelles Vorwissen gar nicht funktionieren. Man weiß schon im voraus, daß jemand eine Frau oder ein Mann ist, bevor man 'Geschlechtsmerkmale' identifiziert, die diese Vermutung begründen könnten. Das zweigeschlechtliche Sehen muß erst einmal gelernt werden. Ist es aber erlernt, können wir den Unterschied nicht mehr *nicht* sehen. Der *zweigeschlechtliche Erkennungsdienst* (Tyrell) ist auf die Veranschaulichung des Geschlechts in der alltäglichen Interaktion angewiesen. Wir tun unbewußt sehr viel dafür, unser Geschlecht augenfällig und für jeden sichtbar *in den sozialen Praktiken des Alltags* zu verkörpern. Die Geschlechtszugehörigkeit wird an Kleidungsstilen und Haartracht, an Schmuck- und Blickkonventionen, an Gestalt und Bewegung, an der Stimme und sogar am Geruch abgelesen.

Durch *körperliche Routinen* (Hirschauer) bringen wir also nicht einfach unser vorgängiges Geschlecht zum Ausdruck, wir stellen es her - es existiert *in* diesen Praktiken. Soziale Interaktionen sind damit nicht nur Medium, sondern *formende Prozesse eigener Art*, in denen Geschlechtlichkeit hergestellt und bestätigt wird. Wir werden mithin nicht nur kulturell geprägt, sondern prägen uns auch selber. Wir haben Gesten und Haltungen nicht als geschlechtliche Eigenschaft unserer Persönlichkeit, sondern wir haben umgekehrt unser Geschlecht nur als Eigenschaft jener Gesten und Tätigkeiten in der Begegnung mit anderen Menschen. Das bedeutet nicht, körperliche Unterschiede zu verneinen oder zu behaupten, es gebe keinen außerkulturellen Körper. "Da ist irgendein vorsozialer Körper, aber sobald wir ihn musternd erblicken oder anfangen, ihn zu beschreiben, was wir in ihm sehen, hat er aufgehört, ein unkonstruierter, natürlicher Körper zu sein."<sup>2</sup> Der Körper ist keine voraussetzungslose Basis, denn kein Körper ist uns interpretationsunabhängig und ohne kulturelles Vorwissen vorgegeben.

Das sind freilich sehr befremdliche Überlegungen, die sich zunächst einmal stark vom 'gesunden Menschenverstand' distanzieren. Das Geschlecht kann unmöglich nur eine soziale Konstruktion sein, mag der eine oder die andere einwenden. Schließlich können nur Frauen Kinder bekommen, und dies ist doch eine ganz entscheidende Tatsache. Tatsächlich ist *das Monopol*

*von Frauen* bei der Geburt und dem Stillen von Kindern sehr anschaulich und macht die Vorstellung von der natürlichen Andersartigkeit der beiden Geschlechter besonders plausibel. Aber auch hier gilt: Für die Organisation der Fortpflanzung bedürfte es weder einer *lebenslangen* Aufteilung von Frauen und Männern noch einer *spontanen Identifizierbarkeit*, auf die im Alltag so großer Wert gelegt wird. Für das Einkaufen von Lebensmitteln könnte es völlig gleichgültig sein, ob ich Mann oder Frau bin. Eben das ist aber typisch nicht der Fall. Wenn das Geschlecht nicht erkannt wird, führt dies sofort zu Irritationen, selbst bei unbedeutenden persönlichen Begegnungen. Und selbst das Gebären eines Kindes oder die Menstruation gelten weder für alle Frauen noch für irgendeine Frau immer. Nicht die Verwirklichung, sondern die *Vermutung ihrer Möglichkeit* ist mit der Geschlechtszugehörigkeit verknüpft.

Der physiologische 'Geschlechtsunterschied' bietet nun allerdings Anknüpfungspunkte, die für die *Stabilität* der Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit sorgen und sie hochgradig plausibel machen. Für das geschulte Auge ergeben sich daraus immer eindeutig zwei Menschensorten. Das Geschlecht wird dabei von Geburt an zugeschrieben und auch später durch geschlechtsspezifische Körperdarstellungen ständig anschaulich gemacht. Alle werden damit erfaßt — wer nicht Frau ist, ist Mann und umgekehrt. Die Geschlechtszuschreibung tendiert darüber hinaus dazu, *eine Person als ganze* geschlechtlich zu vereinnahmen: Wir müssen unsere Geschlechtsidentität 'mit Haut und Haaren' vertreten und werden zur Sicherheit auch gleich von Geburt an mit geschlechtsspezifischen Namen und Identitäten versehen. Durch die angewandte Klassifikation kommen ferner in etwa zwei gleich große Klassen zustande. Das hat eine enorme suggestive Wirkung, die auf die Differenz stabilisierend zurückwirkt und zu den Kollektivsingularen 'der Mann' und 'die Frau' im Sinne des ehelichen eins-zu-eins führt.

Darüber hinaus durchzieht der Dual Männlichkeit-Weiblichkeit unsere *ganze Kultur*. Er prägt die Sexuierung von sprachlichen Zeichen, aber auch von kulturellen Objekten wie Kleidungsstücke, Parfums, Schmuck, Kosmetika u.a. Nicht zuletzt wird die Zweigeschlechtlichkeit getragen durch *institutionelle Arrangements*. Die Ehe ist hier als wichtigstes Beispiel zu nennen. In der Ehe wird das Unterschiedene anschaulich wieder zu einer sich ergänzenden Einheit zusammengefaßt. Jede Verhaltensbesonderheit und jede Andeutung einer Spezialisierung kann dabei auf den Geschlechterdual bezogen werden — bis hin zur systematischen "Pfleger kleiner praktischer Idioten"<sup>3</sup>, wenn Männer beispielsweise Tätigkeiten

<sup>1</sup> Vgl. R. Gildemeister, Die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit, in: I. Ostner/K. Lichtblau, Feministische Vernunftkritik, Frankfurt 1992, 220-239, 229 u. K. Christiansen, Biologische Grundlagen der Geschlechterdifferenz, in: U. Pasero/F. Braun, Konstruktion von Geschlecht, Pfaffenweiler 1995, 13-28.

<sup>2</sup> S. Hirschauer, Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit, ZfS 18 (1989), 100-118, 112.

<sup>3</sup> S. Hirschauer, Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit, in: KZSS 46 (1994), 668-692, 689.

im Haushalt als weiblich betrachten und sie damit von sich fernhalten.

Durch all diese sozialen Praktiken, kulturellen Vorstellungen und institutionellen Arrangements sind die Konzepte von Weiblichkeit und Männlichkeit tief in unsere Kultur und Identität eingelassen. Das Geschlecht als eine soziale Konstruktion zu begreifen, bedeutet also mitnichten zu behaupten, daß das Geschlecht nur eine Nebenrolle spiele in unserer Kultur. Ganz im Gegenteil: Mit den Symbolen Weiblichkeit und Männlichkeit kompetent und selbstverständlich umgehen zu können, ist Voraussetzung der Teilnahme an der Kommunikation und damit am sozialen Leben überhaupt. Das Geschlecht hat eine *Schlüsselfunktion* unter den Mitgliedschaftskategorien unserer Gesellschaft. Es wird nie vergessen. Wir können den Namen, den Beruf, den Status einer Person vergessen, wir vergessen aber niemals ihr Geschlecht. Auch können wir unser Geschlecht nicht einfach je für uns und nach eigenen Wünschen herstellen. Geschlecht ist vielmehr ein *interaktiver* Vorgang, bei dem wir ganz unabdingbar auf die Kooperation unserer Gegenüber angewiesen sind und damit auf die mit ihm geteilte Alltagstheorie über das, was in unserer Kultur als männlich bzw. als weiblich gilt.

### Die Strategien des 'doing' und 'undoing gender'

Die konstruktivistische Genderforschung zeigt: Auf der einen Seite können weder Männer noch Frauen auf irgendeine Identität festgelegt werden, auf der anderen Seite strukturiert die Unterscheidung nach Geschlecht nach wie vor in hohem Maße die Wahrnehmung und das Zusammenleben von Frauen und Männern in unserer Kultur. Dies gilt selbstverständlich auch für das Zusammenleben in unseren Gemeinden. Ich schlage als Konsequenz aus diesen Überlegungen zwei unterschiedliche Strategien im Umgang mit den bei uns üblichen Geschlechterdefinitionen vor.

Die *Strategie des undoing gender*, der Grenzüberschreitung, ist meine erste Antwort auf die Frage nach den Konsequenzen. Wenn beide Geschlechter sich des Verhaltensrepertoires des anderen Geschlechts bedienen, wird die Differenz relativiert: man betreibt ein 'undoing gender'. Wenn Frauen tun, was Männer tun und Männer tun, was Frauen tun, wird die Geschlechterdifferenz destabilisiert, sie verliert an Bedeutung. Es wird dann ernst gemacht mit der Beobachtung, daß das Geschlecht eine soziale Konstruktion darstellt und nicht wesenhaft an Körpern und Personen klebt. Die Konstruktion des Geschlechts wird auf frischer Tat ertappt, ihre Grenzziehungen nicht mehr akzeptiert, neue Möglichkeiten und Selbstverständnisse mutig auspro-

biert. Frauen leben dann, wie sie es an vielen Orten längst tun, nach dem Motto: "Neue Wege entstehen, indem wir sie gehen." Die Vorkämpferinnen für die Frauenordination haben das vorgemacht und mittlerweile ist es für die große Mehrheit der evangelischen Christinnen und Christen keine Frage mehr, daß Frauen im Pfarramt primär in ihrer Berufsrolle und erst sekundär in ihrer 'Geschlechterrolle' wahrgenommen werden. Das heißt, entscheidend ist, daß eine Pfarrerin oder ein Pfarrer 'gut' ist und nicht, ob die pastorale Berufsperson männlich oder weiblich ist.

"Alles, was man über das körperliche Geschlecht (sex) sagt, sagt immer schon etwas aus über das Geschlecht im sozio-kulturellen Raum (gender)."  
Thomas Laqueur

Doch dies ist noch nicht alles. Denn die Zwänge, die uns unsere Kultur auferlegt, die ungeheure und absurde Stabilität der Zweigeschlechtlichkeit wäre damit nicht ernst genommen. Die Stabilität der Konstruktion der Geschlechterdifferenz und ihre konkreten und bedrückenden Folgen im Leben vieler Menschen, vor allem dem von Frauen, ernst zu nehmen, heißt deshalb auch, die Chancen des bewußten *doing gender*, also der gezielten Frauen- und Männerarbeit, wahrzunehmen und zu nutzen. Das ist meine zweite Antwort: die Chancen des *doing gender* strategisch nutzen. Gerade in Kirchengemeinden kann man als Pfarrerin erfahren, wie wichtig das ist. Die Vorträge, zu denen der Männerkreis einlädt, wären fraglos auch für viele berufstätige Frauen interessant. Aber dadurch, daß nur Männer eingeladen werden, fühlen diese sich überhaupt erst angesprochen und kommen. Darüber hinaus macht das Bewußtsein, unter sich zu sein, es Männern deutlich leichter, von ihren Gefühlen zu sprechen und ihre Verletzlichkeit zu zeigen. Gerade weil Männer auf ihr Nichtweiblichsein besonderen Wert legen, fällt ihnen das Weinen in der Seelsorge in aller Regel gegenüber einem Pfarrer viel leichter als gegenüber einer Pfarrerin. Da haben sie einen geschützter Ort — da darf Mann das tun, ohne fürchten zu müssen, das Gesicht zu verlieren.

Dasselbe gilt noch ausgeprägter für die Frauenarbeit und die Seelsorge von Frauen an Frauen. So genießt das Frauenfrühstück eine große Beliebtheit in vielen Gemeinden. In aller Regel nicht berufstätige, aber in der Familie stark engagierte Frauen, die sonst das Frühstück für andere herrichten, werden zum Frühstück eingeladen und haben Gelegenheit, sich mit anderen Frauen über ihre Erfahrungen auszutauschen. Auch sie erfahren das 'Unter-sich-sein' als einen geschützten Raum. Sie müssen nicht fürchten, kritisiert zu werden, weil sie sich ausgelassen unterhalten oder ihre Gefühle zeigen. Außerdem wird dort eine Art Frauenkultur gepflegt, die die Frauen genießen, während die meisten ihrer Ehemänner sie nicht würdigen könnten: Es ist alles schön hergerichtet, mit Blumen und Gestecken, mit liebevoller Dekoration und kleinen Geschenken.

Weit ernster und wichtiger ist die Separation in der Einzelseelsorge, wenn es um die Unterstützung von Frauen geht, die sich in der Ehe oder auch im Berufsleben von Männern unterdrückt oder benachteiligt fühlen. Die Differenz der Geschlechter wird beim *doing gender* ernstgenommen, nicht, um Klischees zu bestätigen, sondern um neue Spielräume des Verhaltens zu eröffnen und nicht sofort wieder Gefahr zu laufen, sich durch die Unterscheidung 'von der anderen Seite' her zu definieren. Gerade weil das Geschlecht nach wie vor eine äußerst wichtige und strukturgebende Rolle in unserer Gesellschaft spielt, kann die Bestätigung der Differenz vor allem in seelsorgerlicher und pädagogischer Hinsicht Handlungsspielräume eröffnen, die sonst vor allem Frauen verschlossen blieben. Ein eindrucksvolles Beispiel dafür liefert der Kinofilm "Mädchen an die Macht", der von einem Eliteinternat für Mädchen in den USA der sechziger Jahren erzählt. Einige Mädchen versuchen, die geplante Koedukation (den gemeinsamen Unterricht von Mädchen und Jungen) mit aller Kraft zu verhindern, um die Pluralität der Schülerinnenidentitäten zu fördern und zu vermeiden, daß diese sich von der anderen Seite der Unterscheidung her zu definieren beginnen und damit einschränken lassen. Solange die Jungen nicht präsent sind, ist es für viele Schülerinnen selbstverständlich, sich politisch oder naturwissenschaftlich zu engagieren — es ist schlicht niemand da, der ihnen diese Rolle streitig machen könnte. In diesem Fall wird durch das *doing gender* letztlich erfolgreich ein *undoing gender* betrieben.

Die Grenzen der Strategie des *doing gender* sind freilich nicht von der Hand zu weisen. Sie muß, je nach Situation und Möglichkeit, durch die selbstbewußte *Strategie des undoing gender*, der Relativierung der Differenz, ergänzt werden. Gerade das pädagogische Beispiel zeigt, wie wenig voraussehbar die Ergebnisse der Geschlechterseparation sind und wie schnell es hier zu paradoxen Effekten kommen kann. Aktuelle Modellversuche mit getrenntem Unterricht führen das anschaulich vor Augen. So nahm eine 1992 gestartete Studie in Rheinland-Pfalz bald wieder Abstand vom Trennen von Jungen und Mädchen im naturwissenschaftlich-technischen Bereich. Erste Experimente hatten gezeigt, daß der getrennte Unterricht die Rollenklischees eher verfestigte statt relativierte. Der

Computerunterricht für Mädchen wurde von Jungen als 'Sekretärinnen-Kurs' abgetan. Allein lernten die Schülerinnen zwar entspannter, aber sie überschätzten und idealisierten den Vorsprung der Jungen eher noch mehr und bekamen die Schwächen der Jungen nicht mit. Umgekehrt sollten sich auch Jungen mit den Themen befassen, die vorrangig Mädchen in den Technik-Unterricht einbringen. Mädchen stellten beispielsweise viel eher als Jungen Fragen nach den sozialen Folgen neuer Technologien. Auch das Hamburger Ohnmoor-Gymnasium gab das Experiment mit dem geschlechtergetrennten Computerunterricht wieder auf. Heute unterrichtet man dort Informatik wieder koedukativ, durchbricht dabei aber absichtlich Rollenklischees. So ist eine männliche Lehrkraft für den 'Sekretärinnen-Job' Textverarbeitung zuständig, eine weibliche dagegen für die 'Intelligenzaufgabe' Programmieren. Hier wird gezielt das 'Crossing', die Grenzüberschreitung der Differenz, das *undoing gender* betrieben. Gerade die Vorbildfunktion von Personen ist für Lern- und Wandlungsprozesse im Hinblick auf die Frage der Geschlechtsidentität von kaum zu überschätzender Bedeutung. Allein daß eine Pfarrerin Konfirmandinnen und Konfirmanden unterrichtet — und nicht so sehr, ob sie dies mit einem 'männlichen' oder 'weiblichen' Stil tut — wirkt als soziales Medium und korrigiert stereotype Wahrnehmungsmuster.

Es ist von Fall zu Fall und damit *experimentell* zu entscheiden, welche Strategie die angemessenere ist — die Strategie des *doing* oder des *undoing gender*. Manchmal ist es wichtig, die Geschlechterdifferenz ernst zu nehmen, sich den Rückzug in separierte Räume zu gönnen und die individuellen Entfaltungsmöglichkeiten auf diese Weise zu fördern. Oft ist es aber auch weiterführend, die 'starke' Strategie zu wählen, und das heißt: die Geschlechterdifferenz zu ignorieren, zu ironisieren und souverän über sie hinweg die Vielfalt und Variabilität menschlicher Identität zu praktizieren. Diese *Strategie der Grenzüberschreitung* hat im übrigen viel mit der Praxis des Reiches Gottes gemeinsam, denn in Christus wird kein Mensch mehr auf seine männliche oder weibliche Identität festgelegt oder gar nach ihr beurteilt (Gal 3,28). In Christus ist das Geschlecht kein existenz- und schicksalsbestimmender Faktor mehr.

Dr. Isolde Karle  
Schulstraße 2/1  
74078 Heilbronn